Finanzmann. Vor einer Stunde genommen. Achtzigtausend Franken."

„Donnerwetter," sagte Hickson noch einmal.

„Ja, das lohnt sich."

„O ja, das lohnt sich," wiederholte Hickson. „Leider muß ich Sie jetzt absetzen. Wir sind jenseits des Bois. Sie werden zwanzig Minutenlaufen müssen, um ein Auto zu finden. Aber die Nachtluft wird Ihnen gut tun, wenn sie auch ein wenig feucht ist. Good night, Sir."

Er klopfte dreimal scharf an die Scheibe. Sofort stand der Wagen. John Hickson drängte sich nah an den Unbekannten, drückte ihm mit äußerster Herzlichkeit lange die Hand, sang noch einmal ein Loblied über den Charme dieses Ueberfalls und stieg aus. Er sah dem Auto eine Viertelminute lang nach. Dann rannte er mit Riesenschritten dem nächsten Gehölz zu. Er lachte im Laufen, lachte immerzu, die Tränen liefen ihm über das Gesicht, so schrecklich lachte John Hickson. Er lief im Zickzack, machte Bogen, schlug Haken, bis er endlich an eine Wegstelle kam, die er kannte. Er näherte sich kichernd und eilig der nächsten Laterne. Hier blieb er stehen und holte aus seinem Jackett zwei Brieftaschen hervor. Eine schwarze und eine gelblederne.

Die schwarze verstaute er sofort wieder.

Die gelbledrne öffnete er, holte das massige Banknotenbündel heraus und begann zu zählen. Es waren genau achtzigtausend Franken. Dann griff er in eine andere Tasche, holte seine Ringe heraus, steckte sie an, und schließlich tat er noch seine Platinuhr in die ihr zukommende Westentasche.

Zur selben Zeit entdeckte der Mann im Auto, was geschehen war. Entdeckte, daß er es mit einem Kollegen, aber mit einem größeren Kollegen zu tun gehabt hatte. Und fluchte stundenlang . . .

Der „Kollege" aber, der gesuchteste aller Hochstapler und Taschendiebe der Welt, John Hickson, alias Herbert Leechtown, gesucht von neunzehn amerikanischen und acht europäischen Staaten, fuhr noch am selben Abend nach Monaco, im Besitz von zwei Brieftaschen, deren eine er manchmal hervorzog und zärtlich streichelte . . .

—⊙—

Wie das Braunbier erfunden wurde

Skizze von Käthe Erdmuthe Michel.

Als Wallensteins Kriegsscharen brennend und mordend in Deutschland schalten saß in dem kleinen Ort Lichtenfels in Bayern ein ehrsamer Schuhmachermeister bei seinen Leisten.

„Poch — Poch —" Die Frühlingssonne schien heiß in das schmale Zimmerchen; der Meister hob den struppigen Kopf: „Geh, Joseph, laß Dir von der Frau eine Flasche geben und hol mir Bamberger Bier." — Das wurde damals in dem Flecken ausgeschenkt.

Der große, starke Bursche fuhr erschreckt aus seinen Träumen, die ihn wieder einmal aus der engen Werkstatt in die weite Welt geführt hatten, in die Höhe; gehorsam trollte er mit seiner Flasche davon.

„Bamberger Bier", nun, das mußte er eben in Bamberg holen; Mittags war er dort, ließ sich seine Flasche füllen und machte sich auf den Heimweg. Der Hunger kniff ihn, der leere Magen wollte sich auch nicht durch das festeste Zuziehen des Leibgurtes beschwichtigen lassen, ärgerlich schimpfte er vor sich hin: „Der Meister hätt' auch was Schlaueres tun können, als mich um die eine Flasche den weiten Weg zu schicken!"

Als die letzten Sonnenstrahlen die Türme von Lichtenfels vergoldeten, kam ihm sein Mitlehrling entgegen. Der lachte weidlich über den dummen Burschen und setzte mit höhnischem Grinsen hinzu: „Na, komm Du nur nach Hause, der Meister hat den Knieriemen schon bereit gelegt!"

Damals führten die Meister noch eine kräftige Hand; die Aussicht auf die auf ihn wartenden Prügel behagten unserm Burschen wenig. — Er hatte überhaupt noch nie Geschmack am Schusterhandwerk gefunden, das ihm für einen so starken Burschen, wie er einer war, unwürdig dünkte. Dies letzte Erlebnis aber stieß dem Faß den Boden aus. — Er ging nicht mehr zurück.

Für einen Dieb aber sollte ihn keiner halten, darum steckte er die Flasche sorgsam in ein Loch, das er unter einem Baum fand, stopfte Erde und Moos herum und lief in die weite Welt — seinem Glück entgegen!

Das Glück strich damals oft auf der Landstraße umher und war gar nicht so schwer zu finden; es begegnete unserm Burschen in den Gestalten eines Reitertrupps, der zum Wallensteiner Heer gehörte. Sie nahmen den starken Burschen gern als Troßbuben an, die erste Staffel auf der soldatischen Ruhmesleiter war erklommen.

Körperkraft und Kampfesfreude machten ihn bald zum tüchtigen Soldaten, und das Glück blieb ihm treu. Den Friedländer selber durfte er bei einem nächtlichen Ueberfall heraushauen. Nach fünf Jahren zog er an der Spitze eines Fähnleins durch dasselbe Tor in Lichtenfels ein, durch das er es damals als Schusterlehrling mit seiner Flasche verlassen hatte. Kurz vor dem Tore stutzte er, strich sich lächelnd den langen, blonden Schnurrbart. Seine Soldaten sahen mit Erstaunen, wie ihr Leutnant vom Pferde sprang und mit dem Degen in der Wurzelhöhlung eines Baumes zu wühlen begann. Mit vergnügtem Auflachen zog er eine ganz mit Moos und Erde bedeckte Flasche hervor, die er nach flüchtiger Säuberung sorglich in seinem Arm trug, als sie einritten.

Der Meister saß gerade wie vor fünf Jahren in seinem Stübchen. Sein Herz war schwer, jetzt würde es wieder heißen: Einquartierung füttern und Kontribution zahlen — der Bürger hatte nichts zu lachen, wenn die Wallensteiner kamen.

Aber wie erschrak er erst, als der ganze Reitertrupp ausgerechnet vor seinem Häuschen anhielt! — Voller Schrecken erhob er sich, da wurde die Tür schon aufgerissen, und ein hochgewachsener, sonnengebräunter Offizier in Harnisch und Helm, der fast die niedrige Decke streifte, trat klirrend ein.

Demütig krümmte sich der Meister, aber seine trüben Augen quollen ihm fast aus dem Kopfe vor Staunen, als der Offizier ihm lachend eine Flasche entgegenstreckte: „Da, Meister, ist das Bier, das ich für Ihn aus Bamberg geholt habe. Es hat freilich etwas lange gedauert, aber es wird ja wohl noch gut sein!" Mit dröhnendem Lachen ließ er sich auf einen Schusterschemel fallen, der fast unter seinem Gewicht zusammenbrach, und schaute dem Meister fröhlich in das verdutzte Gesicht.

Nach dem ersten Erstaunen und der herzlichen Begrüßung (der Knieriemen lag still in der Ecke) wurde die Flasche des Scherzes halber geöffnet. Aber wie erstaunte man, als ein Trank herausquoll, so köstlich, wie keiner von ihnen je gekostet hatte.

Doch unser Meister war ein pfiffiger Kopf, er behielt einen Rest des Göttertrankes zurück, den er dem Altmeister der Brauerzunft zu kosten gab. Der kostete — kostete — und ließ sich die Geschichte der Flasche haarklein erzählen.

Als die Wallensteiner, diesmal freudig verabschiedet, den Flecken verließen, wurden in Lichtenfels die ersten Keller gegraben, um Bier zu lagern. Das Oertchen kam zu hohem Wohlstand.

Von dort aus hat sich die Sitte des Bierlagerns über Bayern durch ganz Deutschland verbreitet. Jeder aber, der sich heut noch an dem köstlichen Trunk erfreut, soll mit Dankbarkeit an den fortgelaufenen Schusterlehrling von Lichtenfels denken.

—⊙—

Des Bruders Geist

Skizze von Arthur Adler-Datterode.

Im Hinterstübchen der „Krone" saßen der Arzt, der Apotheker, der Amtsrichter und die beiden Lehrer des Ortes beim gemütlichen Abendschoppen. Das Gespräch behandelte das tägliche Dies und Das und endigte, wie das in diesem Kreis nicht weiter verwunderlich war, bei der Jagd. Die fünf Männer waren eingeschworene Jünger des St. Hubertus.

Nur der Arzt erhob sich, trank sein Glas aus und verabschiedete sich mit einem kurzen Gruß vom Stammtisch.

Der Apotheker brach das Schweigen, welches dem Weggange des Doktors gefolgt war: „Merkwürdig! Ist Ihnen auch schon aufgefallen, daß der Doktor nichts mehr von Jagd hören will?"

„Dabei war er ein vorbildlicher Heger und Jäger!"

„Und sein „Ried" das beste Jagdrevier!"

„Was mag da die Ursache sein?" klangen die wieder lebhaft gewordenen Stimmen der anderen.

„Ists wahr, daß er kein Gewehr mehr anfaßt?" fragte der jüngere der beiden Lehrer, „er soll sogar den Schlüssel des Gewehrschrankes in den Fluß geworfen haben.

Amtsrichter Kindermann, ein alter, in den Sielen grau gewordener Sechziger, räusperte sich und legte die geschlossene Rechte gewichtig auf den Tisch. „Ist ja Unsinn, was die Leute sagen! Wahr ist, daß unser Doktor der vorbildlichste Jäger in der ganzen Gegend hier herum gewesen ist. Und wahr ist auch, daß einer nur von Diana läßt, wenn ihn ein gewaltiges Erleben aus dem gewohnten Gleise wirft. So ists unserem lieben Jagdbruder ergangen. Ich weiß es, und ich erzähls nur, um all das dumme Gerede über ihn abzuschneiden. Aber Schweigen verlange ich!"

Nachdem er das frische Glas angetrunken, begann der alte Herr seine Erzählung:

„Es war im Mai, als die Jagd auf den roten Bock aufging. Schon vorher, sobald er nur eine freie Stunde hatte, weidwerkte der Doktor, pürschte das ganze Revier ab, suchte die Fegestellen und spürte die Wechsel, und seine Augen wurden von Tag zu Tag fröhlicher, je näher das weiße Feld im Jagdschein heranrückte.

„Kindermann", sagte er zwei Tage vor Jagdanfang zu mir, „alle Mühe wird belohnt. Je voller die Jahre, um so freudiger die Tage! Ich habe einen Bock — einen Bock — —, dagegen sind alle Trophäen über meinem Schreibtisch der reinste Knochenladen! Uebermorgen schieße ich meinen kapitalsten Bock. Ich hab ihn sicher."

Zwei Tage darauf pürscht der Doktor zum „Rotenkopf". Vorsichtig, jeden Wildwechsel meidend, prüft er am Anfitz den Wind. Verfl . . ., in dem Wiesental drömelt der Wind hin und her, kommt bald von unten und bald von oben. Der Doktor flucht, denn morgen und übermorgen kann er nicht hinaus, da steht er an Kindsbetten und hat auch Aerztesitzung. Und dazu läuft über den „Roten Kopf" die Reviergrenze.

Also bleibt ihm, um dem Winde auszuweichen und den Bock zu bekommen, nichts anderes übrig als rauf auf den Baum! Sobald er oben ist, fällt die Dämmerung auf die Wiese, und in die hohen Tannenspitzen ringsum tauchen die ersten Schatten der Nacht. Doch der Bock kommt, auf etwa sechzig Schritt tritt er aus den Tannen und zieht spitz auf den Baum zu, auf dem der Doktor sitzt. Langsam, langsam, millimeterweise hebt der Doktor den Zielarm und bereitet sich zum Schießen. Ein Blick durchs Zielfernrohr, das Büchsenlicht reicht gerade noch aus. Wenn nur der Bock besser stände! So gibt es einen schlechten Schuß und dann wohl eine lange Suche. Wenn er ihn dann überhaupt kriegt!

Jede Sekunde, die er zögert, verschlechtert die Aussichten, denn es wird mit Macht dunkel, und die Nebel schleiern von der Wiese herauf. Also los! Der Zielstachel rückt auf den Halsansatz, der Stecher knipst geräuschlos, da — das Auge findet kein Abkommen, der Drückfinger zittert, von tausend Schrecken gepackt, setzt der Doktor ab. Er hat etwas gesehen, ein bleiches Gesicht, im Rund des Zielfernrohrs, das Gesicht seines Bruders."

„Hans?"

„Ja, seines Bruders Hans."

„Der vor Jahren auf der Treibjagd so unglücklich angeschossen wurde?"

„Ja. Ein paar Sekunden starrt ihn aus den aufkommenden Nebeln das Gesicht des Bruders an, so wie er damals am „Schiefen Rain" vor uns lag, bleich, mit den weit offenen Augen und dem grünen Schlapphut darüber.

Erst als der Bock mit jähen Fluchten abspringt, verschwindet das Gesicht und der Doktor erwacht aus seiner gräßlichen Erstarrung. Und nun kommt das Wunderbare. Kaum eine Minute später tritt in derselben Richtung der Postbote aus den Tannen, der von einem Bestellgange nach dem Forsthaus Hunsrück zurückkehrt. Ein Mann, der sieben Kinder hat.

Der Doktor hat den Boten seines Weges gehen lassen, ist vom Baum herunter und langsam heimwärts, über das seltsame Erlebnis tief nachsinnend."

„Aber ich weiß nicht," unterbracht hier der Apotheker, „der Schuß — wenn er auch in derselben Richtung lag — mußte doch nicht unbedingt den Briefträger treffen!"

„Ich bin noch nicht am Ende," nickte Amtsrichter Kindermann, „das noch fehlende Glied der logischen Gedankenkette fand sich am anderen Morgen. Als der Doktor sein Gewehr säubert, gewahrt er mit Entsetzen, daß das Fadenkreuz im Zielfernrohr verschoben ist."

„Verschoben?"

„Wahrscheinlich hat die Büchse beim Hinaufsteigen auf den Baum irgendwo angestoßen, das Fadenkreuz saß einige Millimeter zu tief. Der Bock wäre überschossen, nie getroffen worden."

„Aber der Postbote!"

„Und davor warnte ihn der Geist des Toten." „Der auf ähnliche Weise umkam. Nun verstehe ich, weshalb der Doktor kein Gewehr mehr anfaßt."

Der Amtsrichter erhob sich. „Deshalb wollen wir auch vom Weidwerk schweigen, wenn der Doktor bei uns ist."

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 25 — Samstag, 23. Juni — 1928

Das Trio

Skizze von Alfred Hein.

Wer im Juli 1926 im Harz wanderte und zufällig ein paar Tage im Hotel zum Braunen Hirsch in B . . . blieb, das so weltverloren still, ein wenig abseits von der berühmten Sommerfrische, auf einsamer, tannenumstandener Höhe mit freundlichen Giebeln und luftigen Veranden träumte, kurz, wer das Glück hatte, Gast dieses „Braunen Hirsches" zu sein, wird auch zu abendlicher Stunde die Freude gehabt haben, das Trio zu hören. Ehe nämlich die selbst in diesem vornehmen, stillen Gasthof unvermeidliche Tanzkapelle erschien, fanden sich auf dem Konzertpodium des Eßsaals drei junge Leute zusammen, ein Mädchen und zwei Jünglinge, alle drei Studenten aus Jena. Das Mädchen spielte die Geige, der Blonde saß am Klavier, der mit den dunklen, großen Augen aber meisterte das Cello; gewiß spielten alle drei gut, sonst hätten die frischen jungen Menschen soviel Geschmack besessen, sich nicht hören zu lassen — doch besonders ins Herz drang das Spiel des Cellisten.

Sie hatten eines Abends von ungefähr zu den Instrumenten gegriffen und irgendetwas improvisiert. Der Beifall der Gäste und der Wirtsleute ließ diese Abendmusik bevor der Jazz zu rasseln begann, natürlich Brauch werden, der die drei Wanderer länger in B . . . zurückhielt, als sie vielleicht ursprünglich beabsichtigt hatten.

In den Mittelpunkt des Interesses gerückt, erfuhr man dank der menschlichen Neugierde bald, daß das Mädchen von den beiden Studenten Christina gerufen wurde, manchmal sogar sehr vertraut Tina. Der Blonde wurde Axel genannt, der stille Cellospieler aber immer ein bißchen steif Herr Cremer. Auch die beiden anderen des Trios sagten Herr Cremer, ohne Feierlichkeit und Würde, es hätte eben gar nicht zu dem ernsten Antlitz gepaßt, wenn man ihm seinen Vornamen zugerufen hätte. Ja, schon damals wurde sein Name mit der Achtung ausgesprochen, die man einem großen Künstler entgegenbringt, und diese Achtung scheint berechtigt gewesen zu sein, denn jüngst las man, daß ein junger Cellist gleichen Namens in Hamburg einen großen Konzerterfolg hatte.

Natürlich waren beide Studenten in das Mädchen verliebt. Sicherlich nicht erst seit ihrer Harzreise, sondern auch schon auf den Hörsaalbänken der Universität. Auch soviel wußte man sich bald zu erzählen: Tina und Axel studierten Medizin, Cremer Musik und Philosophie. Alle drei schienen aus dem guten, nach dem Kriege jedoch verarmten Mittelstande zu stammen und waren im übrigen so selbständig wie alle jungen Leute heutzutage, so daß sogar für die Neugierigsten das Elternhaus der drei im Dunkeln blieb. Nur soviel merkte man am Dialekt: Tina und Axel stammten vom Rhein, Cremer aber war aus dem Hannöverschen.

Wenn die Drei unter schon üblichem Beifall geendet hatten und die Tanzkapelle erschien, tanzten Axel und Tina ebenso gut und leidenschaftlich, wie sie miteinander musizierten, Cremer aber tanzte nie. Er sah nur mit einer stilles Verzeihen lächelnden Wehmut zu, schwer von Gedanken. Auch auf den Wanderungen die Berge hinan ging Cremer oft abseits fürbaß, während Axel und Tina Seite an Seite blieben, lustige Lieder sangen und Axel auch Worte liebender Bewunderung sagte, die Tina mit hellem Lachen beantwortete. Cremer sah dann wie von einem andern Stern zu Tina hinüber, wenn sie so hell und unbekümmert lachte, und er liebte sie, wie er stille, edle Bäume am Wege liebte. Tina aber blühte immer an seinem Wege wie eine Zauberblume, die das tiefste Glück seines Lebens in sich barg.

Der denkwürdige und letzte Abend des Trios war erfüllt vom g-moll-Konzert Mozarts, jenem wundersam heiter und verliebt sich entfaltenden Geigenlächeln, das falterfröhlich dahinschwebt über die dunklen Abgründe des Lebens. Da stand Tina, die Geige unter dem Kinn, in ihrem hellen Sommerkleid und mit noch vom Wind zerzausten blonden Locken. Axel hielt die festen, sicheren Hände über den Tasten bereit, ohne Bangen und ohne besondere Ansprüche an sich und die Hörer. Cremer aber war schon voll der Seelenhaftigkeit, die aus dem Konzert strömen sollte, schon jetzt ahnte er in sein Cello die Klänge hinein, die der Meister ihnen vorschrieb, und hörte darüber das fröhliche Zwitschern der Geige, ach, Christinas Geige. —

Sie begannen. Und plötzlich wurden die süßen Mozartklänge eine Art Kampfmusik für die Herzen der Drei. Das Cella klagte verhalten das Leebn an, das wie das Klavier bestete, unerbittlich nach ewigen Schicksalsgesetzen dahinschritt, aber die Geige lachte, die Geige jauchzte, die Geige tanzte!

Axel marschierte mit seinen Klavierklängen mutig in den zweiten Satz, in dem das Cello zunächst lange schwieg, denn die Geige sang Liebe, nichts als Liebe. Und da geschah's, daß beide Studenten während des Spiels mit kühnen Blicken um das Mädchen warben. Die Geige flüsterte: „Ich liebe dich!" Die Geige lachte: „Ich liebe dich!" Die Geige bebte: „Ich liebe dich!" „Wen denn?" fragte keck das Klavier. „Ach, wen nur?" begann jetzt das Cello zu fragen. Das Mädchen, verwirrt in seiner Seele, spürte wohl die Entscheidung dieser Stunde. Tina horchte nach dem klagenden Cello, nach dem tapferen Klavier, sie sah zwei unbekümmert klare, graue Augen und zwei dunkle, unergründlich tiefe. „Ich liebe dich," lächelte die Geige, „o wie liebe ich dich — wie liebe ich dich . . ."

Christina spielte, alle Kraft zusammen nehmend, weiter, auch die beiden anderen ließen sich die Erregung kaum anmerken, es sei denn, daß ihnen die seelische Bewegtheit Impulse gab, die sie spielen ließen wie noch nie. Im Saale lauschte alles hingegeben still.

Da sah Tina den Dunkeläugigen lange an, mit großer dankbarer Freude im Blick, doch dann nach diesem schönen Blick, den Cremer selig und unvergeßlich in sich nahm, da ließ sie ihren Kopf einmal ganz langsam und ernst hin und her gleiten: Nein.

„Nein," schluchzte das Cello, indes das Klavier tapfer weiter hämmerte. Da lächelte die Geige.

Im dritten Satz spielte das Cello plötzlich allein. Und es war wie ein Garten voll blühender Klänge, der auf einmal im Saale schwebte. Tina nahm Axels Hand, sie hatte Furcht, an dem Wunderbaren, das der dunkle Mann da schuf, irre zu werden und doch sich ihm zuneigen zu müssen, obwohl alle Vernunft und ihre natürlichen Gefühle dagegen sprachen.

Sie atmete auf, als das Klavier unter Axels festen Händen wieder klare Straßen wanderte, nun schwieg das Cello, die Geige aber durfte jubeln nach Herzenslust bis ans heitere triumphierende Ende.

Cremer ging sofort nach dem Konzert auf sein Zimmer. „Ich reise schon morgen nach Kiel, dort will ich zu Ende studieren. Lebt wohl," sagte er. Axel und Tina gaben ihm, allzugut seinen Entschluß verstehend, stumm und verworren die Hand. Aber als er schon in der Tür des Saales stand und sich noch einmal umwendete, lief Tina zu ihm, nahm seine beiden schmalen Hände und sprach: „Du bist zu unergründlich groß für uns, Eugen." Cremer lächelte das Mädchen an, ureinsam.

Auch Tina und Axel verließen am anderen Tage das Hotel, um in den freien, stolzen Bergen auf sonnigen Straßen sich selbst wieder zu finden.

Vergiftet

Historische Skizze von Alfred Petto.

Herzog Albrecht, der Oesterreicher, saß beim Mahle. Sein Kinn schwitzte ein wenig, während er sich an den Fischen gütlich tat. — „Ein leckerer Imbiß!" lobte er zur Herzogin hinüber, seiner Gemahlin, die in der Reihe der Kinder saß und mit strenger, strenger Miene auf der Kinder anständiges Betragen aufpaßte. Sie nickte und lächelte. Auch der Propst am anderen Tischende lächelte zustimmend.

Da hob sich der Herzog plötzlich polternd vom Sessel hoch, Bläße flog über sein Gesicht. Hastig führte er das Handtuch zum Munde, warf es wieder fort und stürmte hinaus.

Was war geschehen, ist ihm übel geworden? Man hörte jetzt seine Stimme von draußen kreischen, laut, gequält: „Schafft Wasser — ich bin vergiftet!"

Eine Stunde darauf ging des Herzogs Schreien hart und gellend durch alle Zimmer, er hatte sich in sein Schlafgemach eingeschlossen Mit zerzaustem Haar und entblößten Leibes wälzte er sich in den Kissen des hohen Bettes hin und her; die Bedienten und Kämmerlinge gingen auf den Zehen und tuschelten geheimnisvoll und mit erschrockenen Gesichtern, wenn sie einander begegneten: Er ist vergiftet, — man hat ihm Gift gegeben; nun wird Adolf, der Nassauer, triumphieren und für die Krone nichts mehr zu fürchten haben. Jedes Wort, das sie an den Türen erlauscht hatten, trugen sie brühwarm zur Herzogin, die weinend bei den Kindern wartete.

Nach einer Weile rief der Herzog. „Die Doktoren, — die Doktoren, geschwind!" quetschte er heraus und sank dann plump in sich zusammen, stammelte, keuchte, murmelte. Der herbeigeeilte Leibdiener stand wie betäubt vor ihm; er sah wie das Licht der Sonne grell und frech auf den kranken Herzog schien; er schob die Vorhänge vor, zündete zwei, drei Lichter an und stellte sie vor das Bettgestühl. Er bekreuzigte sich, — der Herzog fuhr auf, schaute wie aus verworrenem Träumen. Dann bemerkte er die Lichter.

„Zum Henker, — ist es etwa so weit mit mir?" lachte er höhnisch. Und da er den Alten erschrocken vor der grausen Todesblässe seines Angesichts zurückweichen sah, hob er sich selbst aus den Kissen, beugte sich fluchend über die Betthaute und prustete die Lichter aus.

So war es dunkel, stockdunkel, als der Doktor und der Lizentiat das Gemach betraten. Es mußte wieder Licht angezündet werden. Sie fuhren zusammen, vergrault, erschüttert, als sie den Herzog sahen. Er stöhnte und ächzte, darauf bemerkte er sie. Sie verstanden seine Worte kaum. Er sagte, halt und verbissen „Gift!" Doch da sie noch zaudernd verweilten, bellte er sie an: „So ordinieret endlich etwas, Ihr Seelenkrämer! Gebt mir etwas in receptis, Lumpengesindel!"

Der knochige Arzt zog ein kleines Büchslein aus der Tasche, nahm den wassergefüllten Zinnkrug und warf eine erbsgroße Theriakpille hinein. Er zerrieb sie. Der Herzog sah mit mißtrauischer Miene zu und fragte: „Was ist das, he?"

„Theriaca Diataressone, Herzog, es wird das Gift betäuben!" erwiderte gütig der Knochige, während er das Wasser rührte, bis es sich vollends verfärbte. Der Lizentiat, ein junger, rotbackiger Jüngling, knetete und pantschte derweil eine Wacholderlatwerge zurecht, die er mit Eichenblättern und herben Ingredienzen vermischte.

Und immer sah der Herzog mit störrischer, prüfender Verächtlichkeit ihrem Tun und Treiben zu. Er nahm den Theriaktrunk, er schüttelte sich nach dem Genusse vor Ekel und schauderte bitter zusammen, doch als der Lizentiat ihm auf einem Löffel die Latwerge reichte, linkisch, unbeholfen, da ergriff Albrecht das Theriakbüchslein und schleuderte es wütend

gegen den Jüngling. Der wich ihm aus, stotterte ein verschüchtertes „Vergebung!“ über die ängstlichen Lippen.

Der Herzog lag und stellte sich fast auf den Kopf vor Schmerzen. Er verwünschte Medizin und Theriakkrämer in alle Höllen, begehrte Wasser und Wasser und floß in Schweiß.

Die Aerzte standen ratlos da, sahen ihm mit mitleidigen, hängenden Blicken zu, wie er sich wand.

Dann erprobten sie das letzte Mittel. Es war zur damaligen Zeit sehr im Schwange; man glaubte, daß es half:

Sie banden dem Herzog, der sich nur unwillig und mit schwachem Stöhnen fügte, Stricke um die Fesseln, hoben ihn nackend aus den Kissen und legten ihn vor das Bett. Das andere Ende des Seiles warfen sie um die obere Kante des zweimannhohen Betthauptes und zogen den Kranken so, den Kopf nach unten hängend, hoch, bis er frei und ledig baumelte. Es hatte Mühe gekostet. Sie fürchteten, des Herzogs Leib ein wenig unglimpflich zu behandeln.

Er hing nun da mit hochrotem Kopfe und dickgeschwollenen Stirnadern, murrte und fluchte ohnmächtig über alle Aerztekunst. Man hoffte damals durch diese Tortur das Gift den Körper hinab zum Kopfe zu treiben, wo es durch die Augen, die Nase oder den Mund dann seinen Ausfluß nehmen würde.

Aus des Kranken Mund, über die blutgeschwollenen, aufgedunsenen Lippen quoll jetzt der Theriaksaft, er sprudelte ihn heraus, und auch die Speisen des heutigen Imbisses kamen hervor.

„Seht, — Seht Ihr, Herr Uzentiatus, wie das Gift nun ausfließt!“

Der Mund des Kranken öffnete sich jetzt wieder zwischen den dicken Lippen, klebrig, schleimig. Und jetzt stieß eine braune, zähe Flüssigkeit hervor, lief die eingefallene Backe hinab in das linke Auge. Dort zwischen den zugekniffenen Wimpern verschwand das braungrüne Theriakbächlein. Der Kranke zuckte zusammen. Schwer, schütternd, ächzend ging es durch den hängenden Körper.

Blutrot war ihm der Kopf angelaufen, die Adern an Schläfen und Stirne waren dick, zum Zerplatzen angeschwollen.

Da lösten Sie ihn wieder und legten ihn in die Kissen zurück. Er kuschelte sich wohlig darin zurecht und schlief bald mit lautem Schnarchen. Das magere Gesicht war jetzt leichenblaß. Die Stoppeln des schwarzen Bartes umrandeten die eckigen Kinnbacken mit breiten, blauen Schatten.

So lag er jetzt da, des großen Rudolf von Habsburg Sohn, der mit gierigen Händen nach der deutschen Kaiserkrone langte; so lagen die schweren Kissen über ihm und bedeckten seinen abgemagerten Körper und die vor Schwäche zitternden Beine. Wilde Träume schwärmten durch seinen unruhigen Schlaf: eines besaß er, vom Vater die Reichskleinodien, das Schwert mit dem Wehrgehänge, den Mantel mit den Armspangen, die goldene, edelsteinbesetzte Krone, das Zepter und den kreuzgekrönten Reichsapfel. Danach reckten sich des Raffauers habgierige, dürre und magere Hände aus, — so träumte er bis in den hellen Morgen hinein.

Da tat er die Augen auf, das eine schmerzte, die Augenlider brannten, er tastete darüber mit den Fingern und fühlte, daß es angeschwollen war. Er kniff das andere zu, riß dieses auf, prüfte, immer ängstlicher und erregter, — und dann brüllte er laut und wild durch das Haus.

Der Herzog auf einem Auge blind! Die Hoffnung, die noch immer leise in ihm geflackert, war jählings erloschen, als das Auge zwar geheilt, doch nicht mehr, wie er wohl merkte, im Besitze seiner Sehkraft war.

Der Einäugige ging umher, lachte nicht, sprach nicht, auch schalt er nicht, sondern murmelte, redete mit sich; den Knaben tätschelte er die Backen, die Mädchen nahm er auf die Knie und erzählte ihnen von Tristan, dem Bärenritter und Gudrun.

Die Reichsinsignien erfreuten ihn auch nicht mehr; er gab sie eines Tages mit bitterlüßem, vergrämtem Lächeln an den Nassauer her, der inzwischen zum Kaiser gewählt worden war.

Das eine Auge, das blinde, lächelte dabei so seltsam starr, hohl und glotzend mit, als sei es ihm schier wunderlich, wie versöhnlich doch das andere, das gesunde, mit einem Male zu lächeln verstand.

—⊙—

Paul macht sowas nicht mehr

Skizze von August Bartz-Hagen.

Polizeioberinspektor Beckmann, der Leiter des Polizeiwesens der kleinen aufblühenden Industriestadt an der rheinisch-westfälischen Grenze, kannte seine Pappenheimer durch und durch. In dem Orte geboren und aufgewachsen, wußte er über all und jeden Bescheid wie kaum einer, und daher war es an und für sich eigentlich kein Wunder, wenn in seinem Machtbereich so gut wie kein Verbrechen unaufgeklärt und ungeahndet blieb.

Paul Madzick, ein alter Schulgenosse Beckmanns, hatte in der Stadt und deren nächster Umgebung bisher elf Einbrüche und Diebstähle begangen, und jedesmal waren sie ihm durch Beckmann und seine Beamten nachgewiesen worden.

Als Paul jetzt seine elfte Strafe verbüßt hatte und in die Heimat zurückkehrte, begegnete er anderntags auf der Straße am Markt dem Polizeigewaltigen.

„Na, Paul,“ sagte der, „Menschskind, werd' doch endlich schlau! Laß doch das Mausen! Wir kriegen Dich ja doch jedesmal. Was hast Du bloß davon?!“

Paul konnte vor Wut und Aerger kaum schlucken und brummte, seinen Priem von links nach rechts schiebend und ihn mit der Zunge leicht andrückend: „Mir kriegste jedenfalls nich mehr; ich mach so was nu bestimmt nicht mehr!“

Aber Paul Madzick hätte ein anderes Licht in den listigdumm zusammengekniffenen Augen haben müssen, wenn's ihm der Polizeioberinspektor hätte glauben sollen.

Immerhin — es war fast wunderbar: Ein halbes Jahr und mehr verstrich, ohne daß Paul sich irgend etwas zuschulden kommen ließ. Er hatte eine Stelle als Ablader gefunden und verdiente genug, um außer Kost und Logis auch seinen täglichen Priem und unterschiedliche „Klare“ zahlen, sowie sich eine Sonntagskluft auf Teilzahlung kaufen zu können.

„Und ich fresse einen Besen mitsamt dem Stil, wenn Paul nicht doch eines Tages wieder ein Ding dreht!“ sagte der ungläubige Beckmann mehr als einmal zu seinen Beamten. Aber die schüttelten den Kopf: „Er ist wie umgewandelt.“

„Sollte mich freuen, wenn's echt wäre!“ zweifelte der Oberinspektor. —

Wenige Tage später kam Paul nachts gegen 12 Uhr atemlos in die Polizeiwache gelaufen, wo der Oberinspektor zufällig noch selbst anwesend war.

„Du, Karl!“ rief er gleich bei seinem Eintritt, „Mensch, komm doch mal bloß mit: Da am Markt haben sie dem Busch wahrhaftig den ganzen Kasten Schuhe ausgeräumt! Ich komme gerade von die Geburtstagsfeier bei Heini Knepperbach — wir haben tüchtig einen geschmettert, kannste Dich denken! — un da komm ich da übern Markt, un da seh ich die kaputtne Scheibe, un da geh ich hin, und da denk' ich, ich schlag' lang hin: Der ganze Kasten ausgeräumt!“

Der Augenschein bewies die Richtigkeit von Pauls Angaben, die pflichtgemäß zu Protokoll genommen wurden.

Als er nicht ohne Mühe seinen Namen unter das Schriftstück gesetzt hatte, sagte er: „Wenn ich nu nicht zufällig bei Heini gefeiert un selbst die Schose entdeckt hätte, dann hättste doch sicher auf mir geraten, was? Aber ich mache sowas nicht mehr!“

Beckmann gab ihm keine Antwort, sondern bot ihm eine Zigarette an, die sich jener im Bewußtsein seines mehr als guten Gewissens umständlich mit dem ihm vom Oberinspektor gereichten Stummel anstechte.

„Na, denn sieh man zu, daß Du die Brüder balde kriegst! Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Paul! Wird diesmal etwas dauern, aber kriegen tun wir sie doch!“ Und Beckmann nickte ihm vertrauensvoll zum Abschied zu. —

„Diesmal is er an Schläuere geraten!“ sagte Paul zu Heini Knepperbach und zwinkerte ihm listig zu.

Denselben Abend kam Paul aus seinem Logis, ein ziemlich umfangreiches Paket unterm Arm, und steuerte in Richtung Bahnhof die Straße entlang, als plötzlich Beckmann freundlich lächelnd auf in zu trat:

„Na, Paul, Du kannst einen aber lange warten lassen! Vier Wochen steh ich hier nun schon Abend für Abend, ob Du nicht endlich mit den Schuhen kämest, um sie zur Wache zu bringen. Oder wolltest Du damit nach Elberfeld, um sie dort zu verschärfen?“

„Mensch, nu mach aber keinen Quatsch!“ erwiderte Paul gar nicht verlegen. „Wie komm' ich an Schuhe? Ich mach doch sowas nich mehr! Ich will man bloß meine Wäsche zum Waschen bringen!“

Eilfertig packte er sein Paket an einer Ecke los, den Bindfaden abstreifend, so daß sofort schmutzige Wäsche sichtbar wurde.

„Tja, irren ist menschlich, Paul!“ lachte Beckmann. „Nimm's man nicht übel!“ Dabei stieß er wie aus Versehen an den Packen, daß der zur Erde fiel. Sogleich bückte er sich eifertig danach, und wie aus Ungeschick zog er so an dem Papier, daß der gesamte Inhalt herausrollte.

Starr stand Paul daneben.

„Sieh mal, Paul,“ sagte sein Schulkamerad mit fast wohlwollendem Tonfall: „Deine Waschfrau wohnt in genau entgegengesetzter Richtung vom Bahnhof. Auch brauchst Du nicht gerade Deine Sonntagskluft anzuziehen, wenn Du Deine Wäsche dahin bringen wolltest. Zudem: Seit wann bringst Du drei Paar neue Damenschuhe zum Waschen? Hast sie ja ganz nett in das Hemd und die Unterhose eingedreht, aber herausgefallen sind sie nun doch. Na, pack den ganzen Bettel zusammen, und dann wollen wir eben noch bei Heini Knepperbach vorbei und die anderen sechs Paar Schuhe bei ihm abholen. Buscher wartet schon lange darauf. Den Finderlohn besorge ich Euch beiden dann schon!“ —

Als Paul und Heini abends im Polizeiarrest saßen, sagte Paul, halb verächtlich, halb anerkennend, und spuckte mitten ins Lokal: „Er ist doch 'n ganz gerissenen Hund!“

„Das is er!“ bestätigte Heini nach einer Weile mit Groll im Herzen und spuckte haargenau neben Pauls Ziel. „Hätt' ich bloß nich auf Dir dummes Kamel gehört! Jetz' sitz' ich mit drin!“

—⊙—

Lolitas Heimkehr

Skizze von Kurt Münzer.

Im geregelten Hause des strengen Vaters hieß die Aelteste Charlotte. Und nur zärtliche Tanten, die Freundinnen riefen Lottchen. Aber das war ihr fast noch schmerzlicher, das klang so hoffnungslos nach Provinz und Bürgerlichkeit. Sie hatte ja genug gelesen, heimlich und nächtlich, hatte Zeitungen aus der Welt in der Hand gehabt: sie wußte so viel, ahnte Wunderbares, fühlte in sich alle Möglichkeiten extravaganten Erlebens.

Es ließ auch wirklich nicht auf sich warten, es kam, als sie erst achtzehn war, auf der Reise, die sie mit Bürgermeisters machen durfte, nach Italien! In den Boboligärten von Florenz sah sie ihn zum ersten Mal; dann saß man gemeinsam im Zuge nach Pisa, er stellte sich vor, schloß sich an. Und im Sommer kam er in das kleine Städtchen und freite um sie. Und schon auf den Besuchskarten, die er alsbald drucken ließ, hieß es: Doktor Magnus Brand und Frau Lolita . . .

Mit diesem Namen war Charlotte verwandelt. Alsbald fand sie sich, zum Erstaunen sogar des verliebten Mannes, vollendet in den Schick, die Eleganz, den leichten Stil der Weltstadt, in die ihre Heirat sie versetzte. Sie hatte ihr Element gefunden. Was bei anderen Uebung, Training, Zwang war, war ihr naturgemäß und angeboren.

Ihr Mann liebte sie. Aber er hatte einen zeitraubenden Beruf, er war ein begehrter Anwalt, und seine Kundschaft in Industrie- und Bankkreisen nahm ihn oft bis in die Nacht hinein in Anspruch. Lolita war viel allein. Ihr Mann gefiel ihr, und das war wohl alles. Er war zu früh gekommen, sie war noch nicht reif gewesen für die große Passion, das schmerzhaft tiefe Gefühl. Sie wußte noch nicht, was Liebe ist.

Liebe, die sie selbst empfand, hätte sie geschützt Aber so ging sie unbewahrt und empfänglich sogar in das Land der Gefahren, in die Vergnügungen der großen Welt: sie tanzte, trieb Sport, fuhr Auto, sie reiste — und oft allein, wenn ihr Mann von Verhandlungen und Sitzungen beansprucht war. Und eines Tages — nach kaum einjähriger Ehe, im Wissen um alle Heimlichkeiten des geselligen Treibens — lächelte sie sogar über ihre Treue . . . Sie war eine von den Wenigen geblieben, die feste Grenzen im Verkehr mit Männern zog, sogar ihr Flirt war nur oberflächlich. Man begann — statt sie zu bewundern — sie zu bespötteln. Und schließlich — lachte sie mit.

Diese Wandlung in ihr ging vor am Lido, wohin sie mit Bekannten gereist war. Und am Lido erlebte sie die schicksalhafte Begegnung.

An einem herrlichen Junimorgen kam sie so früh auf die Terrasse des Hotels, daß die Tische noch nicht zum Frühstück gedeckt waren. Die Sonne stand noch tief dort, wo sie Griechenland ahnte. Der unendlich hohe reine Himmel war blauer Duft, goldbeselt, das Meer eine Schale Azur, und alles feste Land schien aufgelöst in diese schwebende Bläue.

Aber nicht sie allein schaute beglückt in dieses Wunder der Morgenfrühe. Vorn an der Balustrade stand ein Herr, der sich umwandte, als er sie hörte. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, er mußte gestern Abend angekommen sein, während sie tanzte. Sie sah ein geistig beseeltes Antlitz, und in den hellen Augen, die sich auf sie richteten, war ein ihr unbekannter Ausdruck, ein Blick wie von weither, durchaus dieser materiellen Welt entrückt, ein Blick durch alles Feste hindurch in das Wesentliche. Und etwas wie Scham, ein neues Gefühl, zog in Lolitas Herz.

Angezogen von rätselhafter Kraft, ging sie auf den Fremden zu. Er lächelte. Jetzt war ihr, als kenne sie ihn längst. Und ganz selbstverständlich sagte sie zu ihm, französisch: „Welche Herrlichkeit der Erde!“

Er antwortete in derselben Sprache. Sie sah ihn unverwandt an. Der Zauber einer Andersweltigkeit. Aber statt demütig zu warten, sich zu ergeben, begann Lolita, sich mit den Waffen ihrer Welt zu rüsten. Und mit dem Aufgebot aller Koketterie leitete sie sofort einen Flirt mit dem Fremden ein, wie sie ihn bisher noch nie versucht. Aber dieser Mann war es wert. Und sie lächelte, handhabte ihren berühmten Augenaufschlag, setzte sich und zeigte die vollendete Form ihrer Beine. Sie ließ ihre schönen jungen Schultern spielen und offenbarte den wunderbaren Augen des Fremden ihren schlanken geschmeidigen Körper.

Der Fremde sah sie an. Sie erschauerte plötzlich. Ging dieser Blick nicht durch sie hindurch, als sei sie nur ein lächerliches Abbild einer größeren Idee dahinter? Sah er sie überhaupt? War er so kalt, so verwöhnt? Und während die Kellner begannen, die Tische zu rüsten, entfaltete sie in größtem Stil ihre verführerischen Künste. Sie mußte ihn gewinnen, diesen seltsamen Mann. Und schon sah sie sich beneidet von ihren Freundinnen um diesen Geliebten und von den anderen Abgewiesenen um so leidenschaftlicher umworben.

Zu allem bereit, neigte Lolita sich ihm entgegen, sie hielt ihm ihren geträumten Nacken hin, bot ihn seinem Blick und Munde dar — da wandte er sich um. Mit leisem Schritt kam ein Mädchen in Pflegerinnentracht zwischen den Tischen heran, sanft lächelnd, sie brachte Hut und Stock.

Der Herr sagte zu Lolita: „Ich werde Sie wiedersehen, Gnädigste? Es ist so lieb von Ihnen, einem Blinden Ihre liebenswürdige Gesellschaft zu gewähren.“

Und wie er jetzt die Hände nach Hut und Stock ausstreckte, unsicher, suchend, tastend, da erst merkte sie: sie hatte ihre Schönheit vor einem Blinden spielen lassen . . .

Scham ist die letzte Probe auf den Menschen. Wie er auf sie reagiert, das beweist sein Eigentliches.

Lolita brannte in Scham, in Beschämung und Demütigung. In der Glut dieses Gefühls wollte sie zuerst die Welt ganz aufgeben, wollte nichts mehr wissen, am wenigsten von sich selbst. O, wie sich selbst entgehen können!

Und da fand sie den Weg dazu. Sie reiste heim. Und am Abend ihrer Heimkehr sagte sie: „Magnus, bitte, nicht mehr Lolita. Laß mich doch wieder — wie als Kind — Charlotte heißen. Lolita verpflichtet zu so viel.“

Das sagte sie lachend, und das hieß: sie war über Nacht gereift; sie hatte den Schmerz erfahren, die Taufe des Schamgefühls; sie hatte sich selbst gefunden; sie hatte ihren Mann gefunden; sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte. Charlotte: das war wie eine Heimkehr aus den gefährlichen Bezirken der gesetzlosen großen Welt in die Sicherheit und den Frieden der häuslichen und geregelten.

—⊙—

Meine Tochter läßt bitten . . .

Skizze von Maximilian Quenel.

In Mainz war ich an Bord des Rhein-Expreß gegangen, hatte meinen Fünfzehnkilokoffer unter der Segeltuchplane verstauen lassen und stand nun an der Reling. Ueber die Laufbrücke zog die Karawane der Gepäckträger. Langsam mit der Erfahrung von Vielgereisten, kamen die Fahrgäste heran. Schiffsglocke, erste Kolbenstöße, Kielwasser, flatterndes Weiß: Wir machten Fahrt.

Als das Schiff gut im Kurse lag, suchte ich mir einen Platz auf dem Sonnendeck. Mein Tischgenosse war ein Fünfziger, der mit Frau und Tochter auf dem Wege nach Köln sein mochte. Zwischen Bacharach und Caub begann das Mädchen zu lesen. Ich sah diesem Geschäft zu, bis sich meiner Wahrnehmung ein grauer Mantel, roter Stoff des Kleides und ein kleiner, grüner Hut eingeprägt hatten. Irgendwann sahen wir uns an. Unser Blick wurde abwehrend, ängstigend, verstrickte sich in berechtigten und unwahrscheinlichen Vermutungen. Endlich zuckten ihre Lippen und winzige Buchten tauchten an den Mundwinkeln auf: Vorboten eines Lächelns. Ich begutachtete die Schirme auf dem Tisch und sprach ihr den braunen mit dem Giraffenkopf zu. Vor Koblenz stand der Herr mit seinen Damen auf und ging in den Speisesaal. Sie hatte die Luft bewegt, ein Wölkchen aus fremden Blüten trieb langsam davon. Ich erwartete ihre Rückkehr, schwebte, fiel, stieg und schwebte wieder, sobald ich mich ihrem Blick aussetzte. Der Inspektor sprach mit ihr im Vorübergehen. Ich dachte Balladen um sie. Ich war verwunschen.

In Köln erkannte sie mich auf der Landungsbrücke durch eine Gasse aus Schultern, Köpfen und Hüten. Einer stand im Blick des andern, weder sie noch ich ließen uns frei. Plötzlich wurde sie von Nachdrängenden verdeckt. Ich suchte sie durch eine andere Gasse. Sie tauchte wieder auf, nun schon ferner, nickte, weil uns ein neuer Blick gelungen war. Sie trennte die Lippen wie jemand, der sprechen möchte. Ich wollte mir die Worte bei ihr holen, geriet in den Strudel der Wartenden und Ankünftigen. Ich suchte die Frankenwerft ab, verirrte mich in Nebenstraßen, und stand wieder vor der Landungsbrücke, mit dem Erlebnis dieser Frau geladen zum Zerspringen. Ich ging an Bord zurück und fragte den Inspektor aus. Sie fuhr mit ihren Eltern zu Verwandten nach England. Sonst nichts. Im Hauptbahnhof kämpfte ich mich auf den Bahnsteig, lief an dem Fern-D nach Ostende entlang, sah in einem Fenster Grün, wollte auffspringen, glitt aus. Der Zug rollte.

Unten im Reisebüro kramte ich in den Fahrplänen herum. Das nächste Flugzeug ging in elf Stunden. Trotzdem fuhr ich auf den Platz hinaus. Ein Schuppen zeigte Licht. Zwei Techniker arbeiteten im Gestänge einer Privatmaschine. Der Pilot wollte einen Nachtflug machen. „Wenn Ihnen daran liegt, bring ich Sie rüber.“ — „Ich müßte Siebenuhrfünfundvierzig auf der Victoria-Station sein.“ — „Schaffen wir.“ — Ueber dem Kanal kamen wir in Böen und mußten steigen. Es stostete uns eine halbe Stunde. Gegen Fünf landeten wir. Ich stapfte durch den Sand auf die Landstraße. Bis zum nächsten Kraftwagen-Halteplatz hatte ich siebzehn Minuten verpulvert.

Der Wagenführer, ein verwegener Bursche, versicherte, jeden Verlust hereinzubringen. Ehe die Stadt auftauchte, setzte der Motor aus und war nicht wieder anzuwerfen. Ein Lastauto schleppte uns ab, bis ich mit einem Blaulackierten an den Fern-D aus Ostende raste. Seine Maschine stand seit zehn Minuten in der Halle, die Wagen entleerten sich. Ich kletterte in den Zug, durchsuchte alle Abteile, fragte den Schlafwagenschaffner: „Haben Sie . . .?“ Er glaubte den grünen Hut gesehen zu haben. „Aber gewiß doch!“, und damit griff ich nach dem Schirm mit dem Giraffenkopf. „Fundgegenstand“, sagte der Beamte. Nachher verhandelte ich auf dem Dienstzimmer der Gesellschaft. Man wollte mich bei eingehender Nachfrage anrufen. Ich wagte keinen Schritt vor das Hotel. Stündlich fragte ich an: „Schirm angefordert?“ — „Nein.“ Anderntags wie zuvor.

Am Nachmittag meldete sich die Victoria-Station: „Schirm abgeholt. Besitzerin Edith Parker, zur Zeit Birmingham.“ Ich lief auf die Straße, winkte einem Motorrad und sprang ohne Hut in den Beiwagen. Unterwegs wies der Fahrer auf das Zifferblatt vor ihm. Am Bahnhof erhaschten wir nur noch das Schlußsignal. Also fuhr ich um 19.22. Reisende, die den Platz kannten, waren erstaunt, daß man uns im Weichengewirr vor dem Bahnhof auf ein fremdes Gleis leitete.

Im Post-Office suchte ich nach der Rufnummer Parker. Unter P hieß es immerfort: Parker, Parker, Zeile um Zeile. Der Nachtportier meines Hotels hatte gute Stadtkenntnisse, blieb aber mit Edward und William Parker unentschieden. Sein Kollege vom anderen Vormittag schlug ihn mühelos mit William: Landhaus vor der Stadt, drei Werke, Londoner Kontor; der müsse es sein.

Ich fuhr ohne Besinnen hinaus. Im Haus mochte etwas vorgefallen sein. Das Mädchen begriff nicht, wen ich zu sprechen wünschte. Bis ich bestimmt verlangte: „Bitte, melden Sie mich dem gnädigen Fräulein aus Deutschland.“ Nach einer Weile trat der Vater in die Tür. Er überhörte meine Entschuldigung und sagte gedämpft: „Bitte, folgen Sie mir!“ Er führte mich durch zwei Räume in einen dritten. Der offene Sarg stand zwischen Gewächsen und Blumen. Ich mußte mich auf den alten Herrn stützen.

Er faßte mich bei der Schulter: „Der Ausfahrende nach London hat uns gestern in der Flanke gepackt. Meine Frau liegt noch in der Klinik.“ Er ließ mich zwischen die Topfpflanzen treten. Ich hatte nur meine leeren Hände und würgte heiser.

Im Hotel bekam ich Fieber, wollte nach Hause, obwohl der Arzt mich für transportunfähig erklärte. Pünktlich auf die Minute fuhren wir mit dem Frühzug aus der Halle nach London.

—⊙—

Ueberfall

Skizze von Kurt Miethke.

John Hickson verließ das Hotel Ritz und überschritt langsam den Vendomeplatz. Ein ganz leichter, dünner Regen fiel, der sich um die elektrischen Lampen, die den Platz beleuchteten, wie ein feiner lichter und bewegter Schleier legte. John Hickson blieb in der Mitte des Platzes stehen und überlegte, ob er ins Hotel zurückgehen sollte, um seinen Regenmantel zu holen. In diesem Augenblick fuhr jedoch ein Auto langsam an ihm vorbei, der Chauffeur fragte mit höflich einladender Armbewegung: „Taxi, Monsieur?“

Hickson nickte und fragte den Chauffeur, ob er wüßte, wann die Revue des Casino de Paris begänne; nach erhaltener Auskunft sagte er kurz: „Gut, also zum Casino.“

Er öffnete die Tür des Autos und wollte sich eben auf dem Ledersitz niederlassen, als sich der Wagen auch schon mit einem heftigen Ruck und mit beängstigender Geschwindigkeit in Bewegung setzte, so daß Hickson auf den Sitz geschleudert wurde. Er drehte sofort das Licht an. Im gleichen Augenblick sagte eine Stimme: „Nett, daß Sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten wollen!“

Der Sprecher war ein Mann mit einem kleinen Menjoubart. Er hielt einen Revolver in der Hand.

Hickson betrachtete sowohl den Unbekannten als auch den Revolver mit unverhohlener Verblüffung.

„Was soll das heißen?“ fragte er mit belegter Stimme.

„Das werden Sie bald genug erfahren,“ erwiderte lächelnd sein Gegenüber. „Gestatten Sie zunächst . . .“, mit einem schnellen Griff hatte er aus John Hicksons hinterer Hosentasche den Browning hervorgezogen und ihn in seiner eigenen Tasche sorglam verstaut.

„Sind die Ringe an Ihren Händen echt?“ erkundigte er sich höflich. „Ja? Ausgezeichnet. Würden Sie sich bitte die Mühe machen, diese Ringe abzustreifen?“

Während Hickson seine Ringe abstreifte, warf er einen Blick nach der Tür, den der andere auffing.

„Geben Sie sich keine Mühe, die Türen sind nur von außen zu öffnen. Aber Sie können versichert sein, daß ich Sie gern hinauslassen werde, wenn unsere Plauderei zu Ende ist.“

Hickson, gereizt von dem ironischen Ton, fragte scharf: „Wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie von mir?“

„Ich gestatte mir zu bemerken, daß ich Ihre Frage — na, sagen wir — für wenig intelligent halte. Ich bin Spitzbube und will Ihre Wertsachen. Zunächst Ihre werte Brieftasche. Zu weiteren Auskünften bin ich sehr gern bereit. Nun?“

„Bitte sehr!“ Und Hickson reichte ihm seine schwarze Brieftasche. Der Unbekannte öffnete sie und rief erstaunt aus, nachdem er sie sorgfältig untersucht hatte: „Wie! Sie haben nur zweihunderfünfzig Franken bei sich! Ein Gast des Hotels Ritz! Erlauben Sie, daß ich das ebenso erstaunlich wie blamabel finde. Zweihundertfünfzig!“

„Wundert Sie das so sehr? In Paris muß man sehr vorsichtig sein. Wie leicht kann man bestohlen werden . . .!“

Beide lachten. Der Unbekannte reichte Hickson die Tasche zurück: „Ich will Ihnen wenigstens die Möglichkeit lassen, mit einem Auto zurückzuführen. Ihre Uhr?“

„Platin.“

„Ah, darf ich bitten?“

Die Uhr verschwand in derselben Manteltasche, in der die Ringe und der Revolver auch schon versunken waren.

„Sonstige Wertgegenstände?“

„Mein silberner Bleistift vielleicht?“

„Merci, mit Kleinigkeiten gebe ich mich nicht ab. Aber ich sehe es Ihnen an, daß Sie, wenn auch nichts Wesentliches mehr in den Taschen, so doch etwas Wesentliches auf dem Herzen haben. Fragen Sie, ich werde antworten.“

John Hickson lächelte: „Ihre Art entzückt mich. Sie wissen ja, daß wir Amerikaner Abenteuer lieben und daß wir sie uns auch etwas kosten lassen. Der kleine Verlust schmerzt mich gar nicht. Und so wird es Sie nicht wundern, daß ich mich über die ganze Sache herzlich freue. Sie sind mir sympathisch.“

Hickson reichte seinem Gegenüber die Hand, die dieser zögernd ergriff.

„Wollen Sie mir verraten, ob Sie dieses Geschäft schon lange betreiben? Zwei Jahre schon? Sehr, sehr interessant. Und haben Sie heute schon einmal — oder drücken wir es so aus — waren Sie heute schon einmal geschäftlich tätig?“

Statt jeder Antwort holte der andere eine dicke, gelblederne Brieftasche hervor, die er öffnete. Ein dickes Bündel Banknoten wurde sichtbar.

„Donnerwetter,“ sagte Hickson.

„Von einem Bankier, bekannten Pariser